

Zeichen des neuen Lebens auf dem missionarischen Problemfeld des 19. Jahrhunderts am Beispiel von Dr. Hermann Gundert

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel**

Band (Jahr): **169 (1991)**

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

7. Kapitel: Zeichen des neuen Lebens auf dem missionarischen Problemfeld des 19. Jahrhunderts am Beispiel von Dr. Hermann Gundert

Im Abschnitt über Marie Hesse¹⁹³ leuchtete vor dem Leser die dominierende Patriarchengestalt von Hermann Gundert auf, der der Familie seiner Tochter hinsichtlich der prekären Wohnverhältnisse schwere Opfer zugemutet hatte¹⁹⁴. Aber der Gundert, der in den Tagebuchaufzeichnungen von Marie Hesse erscheint, ist nicht der ganze Gundert. Mir wurde das klar, als ich im Workshop mit dem Thema «Zur Geschichte der Basler Mission und ihrer Partnerkirchen» dem Gundert-Kenner Albrecht Frenz aus Stuttgart zuhörte. Mein Interesse an Gundert wuchs dabei so, dass ich Lesefrüchte aus «Dr. Hermann Gundert's Briefnachlass»¹⁹⁵ sammelte.

a) Vier für die Mission der Zukunft wichtige Aufzeichnungen des jungen Gundert

Der 1814 in Stuttgart geborene Sohn des Mitbegründers der württembergischen Bibelanstalt, Hermann Gundert, schloss seine Schulzeit und seine Studien in evangelischer Theologie und Philosophie an der Universität Tübingen mit der Promotion zum Dr. phil. ab. Ein tiefgehendes Erlebnis am 2. Aug. 1833 bestimmte ihn dazu, als Missionar nach Indien zu gehen. Er schrieb darüber in seinen autobiographischen Aufzeichnungen¹⁹⁶: «Am 2. Aug. 1833 zwischen Balingen und Hechingen kam ich (mit) meiner Kraft zu Boden; ich wollte einen Verzweifelnden halten und erlag, bis ich in stille Tränen dahinlaufend mich ans Beten wagte – nicht für mich, nur für den Freund – und Erhörung fand. Es geschah dies mit törichten Ansichten vom Gebet als einer magischen Kraft, aus unverstandenen Jugenderinnerungen geschöpft. Weil ich aber doch unleugbar arm und elend war, liess der Herr mich Gewissheit finden, dass ich meine Bitte haben sollte – zugleich liess der Regen nach, der Abendhimmel erheiterte sich, und ich meinte, es tue sich mir eine Aus-sicht auf aus unserem toll bewegten Treiben in eine still geordnete Tätigkeit für das Himmelreich – als Missionar in Indien».

«Unser toll bewegtes Treiben» deutet auf die mehrere Jahre durchlaufende Gärungszeit. Eine «Waterloo-Kneiperei mit Freunden» betrachtete er als ein «Auf-tauen», damit er nicht noch mehr zum «Egoisten zusammenfriere», blickte aber auf echtere Sicherungen hinaus: «Ehe der tobende Strom die urfesten Grundmauern der göttlichen Liebe zum Damm erhält, bin ich vor Überschwemmungen nicht gesichert» (1. Juli 1831). «Ich kann mir das Wort «Krankheit» nicht oft genug vorsagen. Warum soll ich eine Unnatürlichkeit nicht Krankheit nennen?» (3. Aug. 1833) Und 1834

schaute er zurück: «Es ist mir wichtig, wie viele und grosse Verwickelungen oft vorangehen müssen, ehe der Keim einer rechten Entwicklung zu Tage bricht.» (12.–13. Aug.) Die kritische Beurteilung des Gebets als einer magischen Kraft hinderte Gundert nicht daran, sich ans Beten zu wagen zugunsten eines Freundes, um gerade aus der Niederlage seines Helferwillens die Gewissheit der eigenen Sendung nach Indien zu empfangen. Die abendliche Erfahrung am 2. August zeigt, wie bei Gundert das Naturgeschehen (der sich erheiternde Abendhimmel) und das psychische Ergehen (aus den Tränen wuchs die «Aufklärung», nach Indien gerufen zu werden) sich zusammenfanden. Was heute als «Zehntausende von Seiten» an Malayalam-Aufzeichnungen vorliegt, ist das Ergebnis einer unfasslich geschehenen «still geordneten Tätigkeit» als Sprachforscher.

Gundert wurde dabei kein Strassenmissionar in Indien, sondern ein leidenschaftlich an der Erforschung der Malayalamsprache interessierter Lehrer, der sich als Professor verstand, ohne von einer Missionsgesellschaft ordiniert und gesendet worden zu sein. Bezeichnet sich Gundert als Pietist, so ist er gleichzeitig ein auf die Wirklichkeit ausgerichteter Mystiker¹⁹⁷. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir annehmen, dass in Gundert die drei Religionsströme des Prophetischen, des Mystischen und des Weisheitlichen zusammengeflossen sind, d.h., anders gesagt: indem Gundert *ein*sichtig wird und *Ausschau* hält, geht er in die ihm zukommende Wirklichkeit hinein und erfährt eine lebensmässige Symbiose aller drei religiösen Gestaltungen. So fiel es Gundert leicht, mit Menschen aus allerlei Bevölkerungsschichten zu sprechen und mit ihnen zusammenzuarbeiten, weil er als Schüler seiner Lehrer «über Land und Leute, Sprache und Sitten, Religion und Philosophie, Politik und Geschichte» viel erfahren hatte¹⁹⁸.

Die *Ausschau* wurde bei Gundert zum *Ausweg*. Das zeigte sich beim Erlebnis vor einem Banyanbaum in Melur bald nach seiner Landung in Indien: «Ich sass vor dem schönsten und grössten Banyan, den ich in Indien gesehen, mit unzähligen durcheinandergewachsenen Stämmen: die Stille der Nacht, die milde Luft, die hellen Sterne – alles half mir einmal auch recht dankbar zu seyn, dass Gott mich auf diesen Wegen geführt hat. Wir brauchen solche Punkte in unserm Lauf, wo wir Halt machen und vom Geist Gottes allerderhalben ängstlichen aufgeregten Gedanken und Wünsche und Erinnerungen entleert werden, indem er ihnen einen *Ausweg* in das grosse Herz Jesu öffnet»¹⁹⁹.

Was hat der Zweiundzwanzigjährige mit dieser Nachtoffenbarung vor dem Banyanbaum der Mission auf das dritte Jahrtausend hin zu sagen?

1. Die Öffnung zur Natur (Umwelt) und zur Lebensgeschichte verbinden sich: es ist alles wunderbar «durcheinandergewachsen»! Der Elfenbeinturm eines Gelehrten wird ebenso unmöglich wie eine umweltfeindliche Geschichtsbewältigung!

2. Der Lebens«lauf» wird nur sinnvoll mit eingeschobenen Haltepunkten einer nächtlichen Besinnung, bei der Dankbarkeit für die durchlebte und durchlittene Missionsgeschichte aufbricht.

3. Der Geist Gottes wird erfahrbar in einer «Entleerung»²⁰⁰. Diese Erfahrung des Leerwerdens korrigiert die übliche Einseitigkeit, in der wir versuchen möchten, den Geist Gottes an das Füllhorn der Gnadengaben festzubinden. Zuerst schafft er «Raum» und Bereitschaft.

4. In der Stille der Nacht werden die sich vergegenwärtigenden Gedanken in ihrer Ängstlichkeit, die auf die Zukunft ausgerichteten Wünsche, aber auch und zuletzt die Erinnerungen aus der bereits durchlaufenen Lebensgeschichte offenbar *und* zugleich weggenommen. Der Geist Gottes will die zur Mission bereiten Menschen reifen lassen zur Entgegennahme der Materialien, in die die Gedanken, Wünsche und Erinnerungen auf dem Ausweg «in das grosse Herz Jesu» verwandelt werden. Die «Entleerten» werden neue Arbeit finden als «Mitarbeiter Gottes» (2. Kor. 3,9).

5. Der Besinnungshalt führt nicht nur zur «Aussicht» (1833), sondern zum «Ausweg» (1836), d.h. die einsetzende Meditation führt hinein in die Praxis. Der Pietist Gundert, dem das Herz Jesu als Ziel wichtig wird, ist zugleich der Universalist Gundert, der an den «grösseren» Gott glaubt (s. Anm. 267) und mit Hans Urs v. Balthasar im Herzen Jesu die Mitte der Welt findet²⁰¹. «Gross» ist das Herz Jesu darin, dass es solidarisch und empathisch mit allen Leidenden schlägt²⁰².

Dem Nachterlebnis vor dem Banyanbaum folgte tags darauf am 17. August 1836 ein betrübliches Tageserlebnis. In Madurai, der Stadt der grossen Hindutempel in Südindien, hörte Gundert bei amerikanischen Missionaren «die schwarze Seite der Tamulen und ihrer Bekehrten schildern, ihre Schwäche, Geldsucht, das Zusammenkleben der Familien, Undankbarkeit, Lügen, Heuchelei». Beim Zuhören solcher Nachrichten wurde Gundert traurig über den «kleinkarierten Kritikgeist» aus dem Mund von Missionaren, hielt aber dieser Erfahrung die barmherzige Weite des gekreuzigten und auferstandenen Jesus gegenüber: «Ein Missionar muss *tief hinunter*, wenn er diesen Heiden als Brüdern predigen will ... Es könnte einem oft kommen, dass man die neubekehrten Christen im Unmuth verfluchen könnte. Ich lerne nun etwas mehr mich über die Geduld Gottes *und* über den Abgrund der Sünde und Abgötterei verwundern: ich stehe wie ein Kind davor, weiss nichts zu sagen und zu thun – aber ich freue mich mehr und mehr, auf Christum den Gekreuzigten *beschränkt*, d.h. *erweitert* zu werden, alte Vorurteile und falsche voreilige Schlüsse fallen zu lassen und von ihm zu *lernen*, was ich in den 24 Stunden jedes Tages zu tun habe.»²⁰³

Ein Mehrfaches hat die christliche Mission aus dieser Erfahrung des zweiundzwanzigjährigen Gundert zu lernen.

1. Das Erschrecken über die unter Christen übliche kleinkarierte Kritiksucht, die eine Gefangenschaft in Vorurteilen bewusst werden lässt.

2. Der Dienstweg des Missionars hinab wird zum Gehorsamsweg in der Nachfolge Jesu, der «den Gehorsam lernte an dem, was er litt» (Hebr. 5,8).

3. Die durch den Geist bewirkte Leere wird zu einer Verlegenheit, in der die Missionare nichts zu sagen und zu tun wissen.

4. In der Beschränkung auf Christus, den Gekreuzigten, erfährt der Leidende die Weite des universalen Gnadenangebotes.

Eine weitere Begebenheit, am gleichen Tag in Madurai, hat missionsgeschichtlich aktuelle Bedeutung. Gundert erzählt, was ihm geschah: bei Mr. und Mrs. Poore, ebenfalls amerikanischen Missionaren, «hatten wir zu viert eine Missionsgebetsstunde, die einen Augenblick durch die haushohen Lichter und verwirrte Musik einer Procession unterbrochen wurde. Gott gab uns viel Frieden und Glauben und Hoffnung. Es thut einem wohl, sich von Zeit zu Zeit an einen solchen alten Streiter anlehnen zu dürfen...». Gundert ist fest davon überzeugt, «dass es für die indische Kirche vom grössten Segen seyn würde, wenn mehr Deutsche auskämen, die in den Formstreitigkeiten weniger interessiert sind, und dabei durch stilles einfaches Handeln zeigen, dass die Hand des Herrn mit ihnen ist».

Noch einmal ist die christliche Mission heute gefragt, was sie aus diesen Äusserungen Gunderts für ihre Zukunft lernen kann.

1. Der Universalist Gundert, der in die Weite schaut und zu den anderen Menschen geht, um zu lernen, wird deswegen nicht antipietistisch verkrampft, sondern weiss die Wohltat einer pietistischen Missionsgebetsstunde zu schätzen. Die progressiven Ökumeniker in der Basler Mission stehen heute in der Gefahr, überlegen lächelnd an der «alten Dame» der Basler Mission mit ihrer Geschichte vorbeizugehen, um im Eiltempo neuen Ufern entgegenzusegeln.

2. Die «haushohen Lichter» und die «verwirrte Musik» hinduistischer Religiosität konnten wohl Augen und Ohren Gunderts reizen, ihn aber nicht daran hindern, die dreifache Gabe des Friedens, des Glaubens und der Hoffnung aus Gottes Hand entgegenzunehmen. Die Augen und Ohren der christlichen Menschen haben sich in der Tat heute durch fremdreligiöse Lichter und Klänge «stören» zu lassen. Wichtig wird aber sein, dass die zwiefache Gottesgabe von Friede und Glaube kein christliches, mit besonderem Anspruch verbundenes Reservat bleibt, sondern als ein Angebot der Hoffnung für andere zum Leuchten und zum Klingen kommt.

3. Der zweiundzwanzigjährige Gundert bekennt sich zum Anlehnsbedürfnis an einen «alten Streiter». Dabei versteht er unter dem Streit keine konfessionalistischen Queruleien, sondern den Kampf eines Missionars, der schon 20 Jahre lang inmitten der Stadt Madurai gewohnt hat, 20 Jahre lang den Tamulen ein Tamule geworden ist, dass er diese lange Zeit hindurch ihre Sprache gesprochen hat ohne aufzuhören, als Christ unter ihnen zu leben. Der Kampf der heutigen christlichen Mission wird darin bestehen müssen, diesen fremden Menschen ein Fremder zu werden, um unter ihnen die «Lindigkeit» des Evangeliums spürbar werden zu lassen (Phil. 4,5). Junge wie Gundert lernen auch heute, sich an solche Menschen «anzulehnen»!

4. Gundert ist nicht von einem üblen deutschen Nationalismus angekränkt, wenn er «mehr Deutsche» in der indischen Kirche wirken sehen möchte. Vielmehr hungert ihn nach Mitarbeitern in der Mission, die den Kritikastergeist durch stille Arbeit

überwinden helfen. In den Zeiten der Medienherrschaft kommt es wesentlich darauf an, dass die wirklich wirksame Mission im stillen ohne Aufhebens geschieht.

Nimmt man die 4 Aufzeichnungen des neunzehn- und zweiundzwanzigjährigen Gundert zusammen, so kommt man nicht um das Urteil herum, dass schon hier der ganze Hermann Gundert ins Gesichtsfeld tritt, in und mit allen Beschränkungen, die ihn als Kind seiner patriarchalischen Zeit erscheinen lassen.

b) Lehrreiche Abschnitte aus der Briefkorrespondenz Gunderts

aa) Überwindung des Konfessionalismus

Die Basler Mission gilt heute als eine ökumenisch aufgeschlossene Institution. Gundert lief schon in dieser Linie. Er ist nüchtern genug, das Nebeneinander verschiedener Kirchenwesen höher zu schätzen als «Verwischen und Ineinanderreiben»²⁰⁴. Die äusseren Unterschiede zwischen den Kirchen «gehen tiefer». Es lohnt sich, diese Unterschiede zu erkennen, ohne sich deswegen in ein Feindschaftsverhältnis hineinzusteigern. Im indischen Talatscheri klagte Gundert am 11. August 1844 über das Widerliche des konfessionellen Streites. Er missbilligt es, wenn man konfessionelle Lehrsätze den einheimischen Christen «überzustülpen» sucht: «Es ist völliger Unsinn, den neuchristlichen Gemeinden einen Gewinn aufzudrängen, für den sie keinen Beutel noch Schublade noch Wagschale haben. Wollte Gott, es gäbe einmal ... selbständig denkende, mit dem Herrn nach dem Mass ihrer Erfahrung vertraute, von *ihm* gelehrte Männer!»²⁰⁵

Wozu soll man einem Hindu christliche Unterscheidungslehren «einträufeln»? Scheinbar pietistisch festgelegt, zielt Gundert auf «Sündenerkennen und an Jesum glauben». Er meint aber gleichzeitig eine rasche «Einverleibung in die Gemeinde» (18. April 1845) empfehlen zu müssen, um «dem alten Bodensatz» des noch weiterwirkenden Heidentums die Stirne bieten zu können. Auch wenn «die kirchliche Zerrissenheit zwar weit genug geht», «so treffen Missionare zusammen und lernen sich achten ... Man versteht und liebt sich gegenseitig, wenn man auch nicht übereinstimmt»²⁰⁶. So verlieren die christlichen Unterscheidungslehren auf dem Missionsfeld ihre trennende Kraft: «Die Missionare draussen, mit Ausnahme der äussersten Flügelmänner auf der rechten und linken Seite, wissen und fühlen sich eins in Christo.»

Als Fazit lässt sich festhalten: im Rahmen des pietistischen Patriarchalismus zielt Gundert auf den lehrenden Herrn und sorgt sich um die selbständige Entwicklung der einheimischen Christen.

bb) Der Heilige Geist ist weder an Europa noch an Indien gebunden

Sowohl Hermann Gundert als Hermann Mögling hatten vor ihrem Missionsdienst in Indien in Tübingen Theologie studiert, waren beide unter den Einfluss von David

Friedrich Strauss geraten, hatten ein flottes Studentenleben mitgemacht und schliesslich, jeder auf seine Art, eine Bekehrung erfahren. Beide waren eigenwillige Naturen. Während Mögling aber ein enthusiastisch hin- und hergeworfener Feuerkopf war, wusste Gundert seinen Willen durch intellektuelle Geisteskraft zu bändigen. So ist es nicht verwunderlich, dass die beiden zwar in guter Freundschaft verbunden waren²⁰⁷, aber doch hinsichtlich der Wirkungsweise des Heiligen Geistes verschiedener Meinung sein konnten.

Dies zeigte sich in der Frage der Weiterbildung eines Brahmanen, der Christ geworden war. Mögling hatte sich in den Kopf gesetzt, dass dieser Brahmane, um in der Entwicklung seines Christenglaubens weiterzukommen, unter den Einfluss des Schaffhauser Antistes David Spleiss geraten müsse. Darum meinte er, er müsse ihn anlässlich eines Heimaturlaubs mit nach Europa nehmen. In der Tat war Spleiss ein geistliches Original. Er hatte zwar am 13. Januar 1815 ernste Bedenken gegen die Gründung der Basler Mission geäussert: «Sonderbar genug wäre es, wenn aus der protestantischen Schweiz eine Mission ausginge, so doch hoch nottut, dass eine solche zu uns einginge, um dem grossen, unter Vornehmen und Geringen, spitzfindigen und plumpen Köpfen bei uns selbst waltenden, argen Heidentum, ärger als das griechische, türkische, indische, Einhalt zu tun»²⁰⁸. Später ist aber der vom Saulus zum Paulus avancierte Spleiss (gest. 1854) jeweils an die Basler Missionsfeste gekommen und hat während der Festwoche die Zöglinge im Lehrsaal der Basler Mission versammelt, um mit ihnen auf originelle Weise «Rekruteninstruktion» zu halten²⁰⁹. Mögling war darum der Meinung, dem «Rekruten» Brahmanen täte eine stramme Unterweisung durch den alten Spleiss gut.

Dem widersprach Gundert: «Ich dachte, lass den Brahmanen recht Durst nach Geist haben, und er kriegt ihn auch von uns heraus, wenn wir auch sonst nichts hätten.» Da spricht ein christlich europäisches Selbstbewusstsein! Aber gleichzeitig hält sich Gundert im Urteil zurück: «Über so besondere Berufe (gemeint ist: Berufungen, einen Brahmanen nach Europa zu bringen, um ihn unter europäisch christlichen Einfluss geraten zu lassen!), kann ich nicht urteilen, eben beten, dass es gut gehen möge.» (26. Nov. 1845) «Mögling ist eben wie getrieben, ihn mitzunehmen, daher wenig dagegen zu machen ist (!)». Immerhin lässt Gundert durchblicken, dass er die wachsende geistliche Weiterentwicklung im praktischen Dienst in Indien für den Brahmanen erwartet: fängt man *da* an, so «bleibt Wachstum in der Erkenntnis nicht aus».

Mögling hat dann seinen Kopf durchgesetzt und den Brahmanen mit nach Europa gebracht. Gundert hatte dann bei einem kurzen Urlaubsaufenthalt in Europa 1846 wahrnehmen können, dass die Sache doch gut herausgekommen ist: «Alles, was ich vom Brahmanen sehe, zeigt mir, dass er nicht in selbstgemachten, erzwungenen Wegen läuft ... es zieht ihn nicht nach der Welt, auch nicht nach der christlichen (!), sondern *er geht seinen geweihten Weg*, ohne viel rechts oder links zu sehen.» Zwar haben Möglings Gründe Gundert nicht überzeugt, aber «der Herr hat vielleicht da eine Ausnahme statuieren wollen» (28. Sept. 1846 von Stuttgart aus).

Das Beispiel zeigt, wie selbstbewusst *und* zurückhaltend Gundert zu beobachten und zu argumentieren wusste. Das paulinische Bewusstsein, aus dem heiligen Geist heraus zu reden (1. Kor. 7,40), kann ebenso Nachahmung finden wie auch die scheue Zurückhaltung, dass derselbe Geist durch andere Werkzeuge die Menschen den eigenen selbständigen Weg finden lassen könnte.

cc) Vom Selbstwertgefühl und von der Selbstgenügsamkeit des Missionars

Der katholische Missionstheoretiker Thomas Ohm ist in seiner «Theorie der Mission»²¹⁰ eingehend auf das «Selbstwertgefühl des Missionars» eingegangen (S. 361–372): «Der Hoheit der Berufung entspricht natürlich ein bestimmtes Selbstwertgefühl. Auf der einen Seite ist sich der Erwählte und Berufene bewusst, dass er nichts aus sich ist und vermag. Seine Mängel und Sünden stehen allezeit vor ihm. Aber auf der andern Seite weiss er sich aus Tausenden erwählt und berufen.» Gundert hat während seines Indienaufenthaltes die Schattenseiten dieses Selbstwertgefühls kennengelernt: «Es gibt viele Beziehungen, in denen ich lieber mit den gemischten Kindern dieser Welt amten möchte als mit einem gewissen Schlag von Frommen.» Das Selbstwertgefühl hat sich bei diesen angepeilten Frommen zu einer Selbstgenügsamkeit verunstaltet: «Die Selbstgenügsamkeit eines Missionars, der durch langen heidnischen Umgang den feineren Rücksichten der Christenheit entfremdet, in diesem Zirkel ein Alleinherrscher wird und ... es nicht mehr zur ernstlichen Busse, zum zerknirschten Herzen und zur ersten Liebe bringt, kann allen, die mit ihm zu tun haben, unsägliche Not bereiten.» «*In solchem Falle erscheinen die Missionare als die ärgsten Feinde der Mission*»²¹¹.

Den Grund für diese Verwandlung des Selbstwertgefühls in eine Selbstgenügsamkeit sieht Gundert darin, dass sich der Missionar des Unterschiedes zwischen dem menschlichen Mund, der Predigt, und der Botschaft, die er mitzuteilen hat, nicht mehr bewusst ist. Ist er sich aber dieses Unterschiedes nicht mehr bewusst, so entsteht daraus ein beängstigendes *und* einschläferndes Pflichtgefühl: «Es haben manche tüchtige Missionare schon Jahre lang treu gepredigt, aber mit dem Gefühl, es sei eben Pflicht und viel komme dabei nicht heraus.»²¹² Die Medizin, die der neunundvierzigjährige Gundert dem angehenden Missionszeugen des Evangeliums in fremden Landen reicht, wird in einem einfachen Satz laut: «Wir sollen um *Frucht* bitten und sie erwarten während der *Arbeit*.» Wer diese Medizin zu sich nimmt, der wird die katholische Überbetonung des Selbstwertgefühls nicht mitmachen; das «orare et laborare» wird ihn aber auch den Murrgeist überwinden helfen. Gundert warnt die schweizerischen und die deutschen Missionare davor, das «süsse Privilegium des Murrens» als Medizin einzunehmen, um es in unhaltbaren Situationen überhaupt noch weiter im Missionsdienst auszuhalten²¹³. Wer das Murren als Medizin, eine Art Selbsthilfe in Gebrauch nimmt, der muss sich dann nicht wundern, wenn sich das Gefühl in ihm festsetzt: im Klagen könne man sich ruhig gehen lassen. Gerade so wird der Missionar zum heimlichen Feind der Mission.

dd) Wie dem bitteren Geist in der Mitarbeiterschaft der Missionare zu wehren ist

Gundert hat am 15. Juni 1864 einem Missionar von Calw aus einen seelsorgerlichen Brief geschrieben. Er schrieb diesen Brief jemandem, der in unhaltbarer Scheu der Leitung der Basler Mission gegenübersteht und darum in Gefahr steht, seinen Glauben im Dienst nicht mehr recht zu leben. Ihm muss Gundert in einem Satz die falsche Ehrerbietung austreiben: «Inspektor und das Komitee sind nicht halb so wichtig als du meinst», um zugleich aber ihm ein Verständnis für die Schwierigkeiten der Missionsleitung ins Bewusstsein zu rufen: «Du siehst kaum, wie schwer die Räder gehen in solch einem Komiteekarren»²¹⁴.

Aber ebenso verkehrt wie eine falsche Ehrerbietung wäre der Reklamiergeist: «Willst du aber dich in diesen Streitereien und Klagereien bewegen, so wisse, dass du vom Bösen besiegt wirst, statt das Böse mit Gutem zu überwinden. Schlag dir doch die Schreibereien aus dem Kopf». Gundert sieht durch alle falschen Einstellungen in Ängstlichkeit oder in Insubordination hindurch und macht den Adressaten auf die Wirklichkeit des bitteren Geistes aufmerksam: «Wenn unter den Missionaren ein bitterer Geist gegen das Komitee aufkommt, regt sich (ohne äusseren Zusammenhang) ein ähnlicher Geist in Katechisten und Gemeinden gegen ihre Missionare»²¹⁵.

Wie sucht Gundert dem Briefschreiber zu helfen? «Du mit Gott bist stärker, wenn du das Deine Gott zu Ehren thun willst.» Meint Gundert das gleiche wie Martin Luther: «Hier stehe ich, ich kann nicht anders»? Meint er das gleiche wie H. Ibsen (1828–1906): «Der stärkste Mann der Welt ist, wer ganz alleine steht»? Stimmt der Satz: «Einer mit Gott ist die Mehrheit»? So autonom kann der Christ Gundert den Menschen nicht stark sein lassen. Er weist den bedrängten Missionar auf Gott: «Thu dem einen Gefallen, der ... an dir Gefallen gefunden hat»! Hat er dich nicht «als armes Büblein gefunden und recht geführt»? «Sollte dich das nicht *stark machen* gegen alles, was kommt?» Aber nun kann Gundert den lebendigen Gott nur in Verbindung sehen mit allen christlichen und nichtchristlichen Menschen: «Wenn die Missionare unter sich entzweit sind, spukt es bald ebenso unter den Schwarzen». Er strebte eine «Zusammenfassung» und einen «Zusammenfluss» der Geister an. Er ruft den Missionar vom «bitteren Geist» zurück zum «Geist der Kindschaft» (dem Geheimnis der Empfangsbereitschaft) und zur «Übung aller Sohnesrechte» (das Geheimnis der aktiven Freiheitsimpulse).

Auf diesem Weg öffnet sich ihm eine Bahn zwischen falscher Ehrerbietung und Reklamiergeist. Gundert ist so beweglich in seinem missionarischen Denken, dass er Distanz zur patriarchalischen Leitung mit der Einfühlungsfähigkeit gegenüber ihren Schwierigkeiten zu verbinden weiss und ausserdem unmutige und missmutige Missionare zur Bejahung einer problematischen Situation aufruft im Glauben, dass die Widerwärtigkeiten dazu dienen können, neue Gelegenheiten *in* der Arbeit zu schaffen und zu finden.

ee) Gundert im Zwielight – aber gerade so ein Mann der Hoffnung

In den beiden vorhergehenden Abschnitten war die Rede von den beiden Gefahren des Murrgeistes und des bitteren Geistes, die sich unter der Missionarschaft in Indien breit machen konnten. Gundert versuchte, von Europa aus brieflich gute Ratschläge zu erteilen, wie diesen bösen Geistern zu wehren wäre. Es muss aber kritisch gefragt werden, ob Gundert auf Grund der tatsächlichen Verhältnisse unter der Missionarschaft der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nicht in ein Zwielight hineingeriet, wenn man der Darstellung Schlatters folgt. Nach Schlatter war die Lage so, dass man den missionarischen Murrgeist wohl verstehen kann.

Schlatter beschreibt in seiner «Geschichte der Basler Mission» die Spannung zwischen den Missionaren und der Leitung in Basel unter Josenhans wie folgt: Greiner, der Senior in Mangalur, «fragte auch immer weniger nach dem Komitee, hatte er doch die Dreistigkeit, Josenhans ins Gesicht zu sagen: <Wir haben freilich viele Briefe von Basel bekommen, aber wir müssen bekennen: sie sind in den Papierkorb gewandert>. Dieser dreiste Ausdruck kennzeichnete die Gestaltung der Lage in den vierziger Jahren. Allerdings wurde von Basel aus regiert ... Aber an diesem Regiment war etwas nicht in Ordnung, weshalb es die Kritik herausforderte, und diese tat sich oft in überreizten Worten und auf unverfrorene Weise kund. Es war nämlich insofern nicht korrekt, als es von Vertrauensmännern auf dem Missionsfeld abhängig war, die ihre Vorzugsstellung nicht regelrechter Berufung und amtlicher Vollmacht, sondern persönlicher Zuneigung und subjektiver Auswahl verdankten ... Dass auf Seiten der Tübinger Theologen, wie Mögling und Gundert, das geistige Übergewicht lag, war Tatsache, und dass deshalb der Inspektor sie ins Vertrauen zog, war begreiflich, aber nicht richtig, weil andere Brüder daraus auf Willkür und Parteilichkeit an leitender Stelle folgern mussten; aus Indien liefen eigentliche Protestschreiben gegen die unkontrollierbaren Privatkorrespondenzen des Inspektors und des Komitees mit solchen unverantwortlichen Ratgebern ein»²¹⁶.

Unter diesen Umständen konnte es allerdings nicht ohne weiteres zum Zusammenfluss der Geister kommen. Die Parteilichkeit, deren Nutzniesser Gundert gewesen war, gehörte zum Problemfeld in der missionarischen Arbeit und verhinderte den Durchbruch des neuen Lebens!

Noch in einer anderen Hinsicht ist Gundert zur Problemgestalt geworden. Es handelt sich dabei um die Auseinandersetzung zwischen der Basler Mission und der andersartigen Missionsauffassung, die dann in der sogenannten Ostasienmission ihre organisatorische Form und vor allem in Japan ihr Arbeitsgebiet gefunden hat²¹⁷. 1864 hatte der schweizerische reformierte Pfarrer Ernst Friedrich Langhans (1829–1880), Seelsorger an der Irrenanstalt in Waldau bei Bern, nachmaliger Professor für Dogmengeschichte und Religionsgeschichte an der Theologischen Fakultät in Bern, ein Buch veröffentlicht mit dem Titel: «Pietismus und Christentum im Spiegel der äusseren Mission». Dieses Buch war eine Anklageschrift gegen die pietistische Mission. Im

Missionsmagazin 1865 hatte Gundert auf 100 Seiten in vier Artikeln sich kritisch mit dem Verfasser auseinandergesetzt. Der Schwiegersohn von Gundert, Joh. Hesse, meinte: «Es war eine vernichtende Kritik, die da dem leichtfertigen Angreifer zuteil wurde *und* zugleich doch auch eine ernste Mahnung an die Angegriffenen, vor allem vor der eigenen Thüre zu kehren»²¹⁸. Darauf schrieb Langhans seine Anklageschrift neu und gab sie 1866 heraus unter dem Titel: «Pietismus und äussere Mission vor dem Richterstuhl ihrer Vertheidiger». Das Motto zu dieser Schrift fand er bei Luk. 19,22: «Aus deinem Munde richte ich dich, du Schalk!»! Langhans sah seine pietistischen Gegner «vor dem grossen Geschworenengericht stehen, welches die christliche Gemeinde ist». Das genügte ihm aber nicht: «Ich zitiere sie weiter vor ihr eigenes Tribunal, vor den Richterstuhl ihres Gewissens». «Ich fordere sie auf, Busse zu tun ... sich zu bekehren zu jener ersten Liebe, welche sie allzufrüh in das Grab eines vermoderten Dogmatismus versenkt haben.» Langhans schrieb das alles als religiöser schweizerischer Reformator im Namen der «freien Wissenschaft», eines «geistlich freien universalen Christentums»²¹⁹, um die Missionare der Basler Mission als «amtliche und gewerbsmässige Nichtswisser» darzustellen.

Fritz Blanke hat in der Zeitschrift für Kirchengeschichte 1961 die «Evangelische Missionskritik im 19. Jahrhundert» behandelt. Dieser Aufsatz ist in den gesammelten Aufsätzen: «Missionsprobleme des Mittelalters und der Neuzeit» 1966 neu erschienen²²⁰. Blanke übernimmt die vernichtende Kritik des Pietismus von Langhans und nennt Langhans «einen einsamen mutigen Kritiker», der vor mehr als 120 Jahren «die Verwestlichung, die koloniale Verflechtung und die neupietistische Frömmigkeit als die grossen Schattenseiten des Missionsbetriebs erkannt» hat (op.cit., S. 138).

Gundert überlegte sich 1864 genau, ob er Langhans antworten solle. Als die Mission noch eine Gesellschaft der Eingeweihten war, die sich in einem «Seitenkapellchen» zu versammeln pflegten, konnte man das Buch von Langhans unberücksichtigt lassen. Nun ist aber die Mission eine «historische Thatsache» geworden. Man kann sich darum in einem «Abschlussungssystem nicht wohl fühlen und kann sich darum nicht in Schweigen hüllen».

Nun aber gesteht Gundert, nach einem Brief vom 2. Okt. 1884 (20 Jahre später!), dass er die zweite Auflage des Buches nicht gelesen habe: «Von Basel wurde es mir nicht zugeschickt, so sagte ich mir, es werde keine Erwiderung gewünscht!» Dann hat er aber «das Buch des längst Verstorbenen» (Langhans starb 1880!) «zu 1 Mark erkauft» und hat dann offenbar darin geblättert: «Ich summt so vor mich hin: nicht übel!! Manchmal konnte ich aufbegehren, aber dann überkam es mich: schon tot! Kurz, ich war befriedigt, dass Gott selbst die Apologie der Mission übernommen hat, so weit, als die Gegner sich entschlossen haben, sie jetzt selbst auch zu treiben. Da können noch manchem die Augen darüber aufgehen, ob wir so dumm gewesen sind und *sie* soviel gescheidter»²²¹.

Warum will der siebzigjährige Gundert kein zweites Mal die pietistische Mission apologetisch verteidigen? Will er verhüten, dass ein neuer unseliger Streit zwischen

Pietistenmission und freisinniger Mission losbricht? Aber ist der Streitpunkt zwischen der einen und der anderen Missionsauffassung mit dem Tod des einen Verfassers vom Tisch? Ich halte es weder für nützlich noch für tunlich, im Zusammenhang unserer Untersuchung die ganze Polemik zwischen Langhans und Gundert aufs neue aufzurollen. Gundert *hat* sich ja allerhand durch Langhans sagen lassen: «Dass ein gewandter Gegner mir nichts ungerupft lassen werde, wusste ich, denn ihm stehen die Worte mächtig zur Verfügung, und dass er ein Objekt voll Schwächen und Gebrechen in mir vor sich hatte, weiss ich auch ziemlich gut.» Hinter dem auf Apologie verzichtenden Gundert steht der Apostel Paulus, der 1. Kor. 4,3–5 bekannte: «Ob ich zuverlässig bin, könnt ihr nicht beurteilen. Das kann kein menschliches Gericht. Auch ich selbst mache mir kein Urteil darüber an. Zwar ist mein Gewissen rein, aber damit bin ich noch nicht freigesprochen. Mein Richter ist der Herr. Urteilt also nicht voreilig, bevor der Herr kommt, der das Verborgene ans Licht bringen und die geheimsten Gedanken enthüllen wird. Dann wird jeder von Gott das Lob erhalten, das er verdient.» Im ganzen Streit blieb Gundert ein auf Gott ausgerichteter Mann der Hoffnung.

ff) Das in die Weite schlagende Herz Gunderts

Gundert weiss zwar um die «*gefühlsmässig* erlebte Bekehrung», aber diese impulsive Seite will er ergänzt sehen durch das «*aufklärende*, vertiefende Wort», damit die «rechte Leitung des Willens zum neuen Tun entstehe und das alte, Verwerfliche aufgegeben wird»²²². Wenn Langhans meint, dass die christlichen Boten Kunst und Dichtung der Eingeborenen als heidnische Zaubereien betrachtet und Tanz und Spiel der Heiden zur pompa diaboli gerechnet hätten²²³, so «vermählt sich das Christentum» nach Gundert «mit dem Volksbrauch zu mancher neuen Sitte»^{223a}.

Gundert weiss mit Langhans um die Problematik der *Statistik*. Mit den «Erfolgsmeldungen, die in den heimatlichen Missionsblättern und an den Missionsfesten ausposaunt werden»²²⁴, ist Gundert keineswegs einverstanden, besonders wenn man in den Missionsberichten die üblen Zustände, die auch in der Mission vorkommen, vertuscht: «Die allzu ölig beschriebenen Berichte, da alles Eckige und Schrofne, wie es sich doch überall im Leben findet, ängstlich vermieden wird, wecken keine rechte Teilnahme.»²²⁵ Jedoch dient die Statistik in der Mission auch dazu, dass man mit ihrer Hilfe herausfinden kann, mit wem man im Gemeindeleben zu *rechnen* hat. Auch «David wollte Zahlen in den Händen haben, um disponieren zu können»²²⁶. Aber der Mensch soll dem Segen Gottes *nicht nachzurechnen* suchen²²⁷. Gundert weiss um das gefährliche Rentabilitätsdenken, das in der Statistik bei allem «Ausposaunen» eine Rolle spielen kann, fragt er doch: «Was ist schliesslich durch das Zählen der Christen gewonnen»²²⁸, wenn doch die Qualität und nicht die Quantität zählt!

Gundert weiss, dass die «*geistige Zeugungskraft*» an keinen Stand gebunden ist²²⁹. So blickt Gundert über die Differenz von akademisch ausgebildeten Missionaren und Laiengeschwistern hinaus. Auch wenn Theologen gut brauchbar sind für die Mission,

so darf man nicht vergessen, dass sehr einfache und gewöhnliche Leute das Evangelium nach Rom und Nordafrika gebracht haben. Von sehr einseitig gebildeten Menschen können auf Gebildete grosse Wirkungen ausgehen. Gundert blickt darum auch offenen Herzens über die institutionell gebundene Missionsgesellschaft hinaus und weist z.B. auf einen einfachen Schneider, der Hindustani gelernt und als «Freimissionar» auf eigene Kosten zu wirken verstanden hat. Darum kann Gundert von der Wohltat einer Mischung der verschiedenen Elemente für das junge Christentum schreiben, wo «Hochgeborenes» und «Rohes» zueinander finden in der Gemeinschaft des christlichen Glaubens und von «Apartheid», wie man heute zu sagen pflegt, keine Rede sein kann.

Gundert weiss die *Hobbies*, die die Missionare pflegten, positiv einzusetzen. Von beschränktem Welt- und Bildungshass, was Langhans den pietistischen Missionaren meint vorwerfen zu müssen, ist bei Gundert nichts zu spüren. Jeder macht mit der ihm eigenen Begabung im Verlauf seines Missionarslebens eine Entwicklungsgeschichte durch! Missionare sind «werdende Menschen», nicht «fertige Rüstzeuge»²³⁰. Der als Menschenfischer berufene Missionar weiss beim Fischen der Fische Kontakt mit den Fischern aufzunehmen. Der Botaniker William Carey, «der sich von Jugend auf mit den ihm lieben Pflanzen beschäftigt hatte», gründete die «Agricultural and Horticultural Society of India» und regte Verbesserungen im Ackerbau an, um mit dieser Tätigkeit einen grossen Bogen zu schlagen von der missionarischen Arbeit für das Reich Gottes zum Werk des Schöpfers, um so seinem Wahlspruch wenn immer möglich gerecht zu werden: «Erwarte grosse Dinge von Gott, versuche grosse Dinge für Gott»²³¹.

Gundert weiss *astronomische Interessen* der Missionare zu schätzen, trotz der Gefahren, die auftauchen, «wenn Missionare zu allerlei Allotria neigen»²³² und wenn ein leitender Missionsmann in Halle 1785 meinte, dass den Missionaren «es noch an einem grossen Globo terrestri sowie auch an einem guten Globo coelesti fehle». Gundert war nicht ängstlich, wenn der Missionar sich die Bekanntschaft mit Astrologen und Nativitätsberechnern erwirbt. Er sieht aber auch die andere Seite der Medaille: «Durch Zeichen am Himmel ist noch niemand bekehrt worden».

Gundert betont, dass es Missionare waren, «die sich an die Sammlung und Herausgabe der *einheimischen Literatur* gemacht haben». Dies konnten sie nur tun, weil sie «lebendigen Verkehr mit dem Volk hatten»²³³. Heidnische Sprichwörter sind zwar «Schutthaufen», aber man muss die Perlen darin zu finden wissen. Wenn Gundert den Kritiker dieser Sprichwörter vor Augen hat und ihn ein doppelschneidiges Messer benützen sieht als Handhabe, «womit er bald der Weltflucht, bald dem Weltdienst meint Stiche versetzen zu können», so steht ihm noch ein dritter Weg vor Augen, auf dem der Christ weder der Weltflucht noch dem Weltdienst verfällt, sondern unter der Devise lebt: «Alles ist euer, ihr aber gehört zu Christus» (1. Kor. 3,22.23).

Gundert denkt sehr *liberal* über die verschiedenen Einsatzmöglichkeiten der Missionare. Der eine Missionar ruft aus: «Ich bin bloss für die Seele gekommen, mit den

Leibern habe ich nichts zu tun», ein anderer «hatte seine Freude daran, Hungerige essen zu sehen und Kranken Arznei zu geben», ja, den gefährdeten Leib eines Heiden aus dem Ziehbrunnen zu ziehen²³⁴. Am 7. Dezember 1867 gab Gundert ein überaus sympathisches Urteil ab über den einerseits vergötterten und andererseits verlästerten originellen Missionar *Hebich*²³⁵: «Er ist zwar nicht der ideale Christ, als welchen etliche Anhänger ihn schon hinstellen wollten, darum ist er aber doch der gesegnetste Arbeiter, den die Basler in Indien und Afrika gehabt haben, so viel ich weiss ... Sei's dass er in manchem fehl griff, wem passiert das nicht? Die wenigsten Fehler werden wohl immer von denen begangen, die überhaupt wenig tun. Er hat nun oft nicht Zeit, sich gehörig zu besinnen, aber was er tut, tut er für seinen Herrn, auch das Ungeschickte ...»²³⁶.

Diesem Zeugnis stelle ich ein anderes zur Seite, das einem einfachen Laienarbeiter galt. Es handelt sich um *Georg Plebst*, der 1823 in Württemberg geboren wurde, der 1851 den Auftrag erhalten hatte, in Mangalur den Typendruck einzuführen und der dann noch während eines Heimaturlaubs das Brennen und Glasieren von Tonwaren gelernt hatte. Nach seinem Tod schrieb Gundert am 21. Dez. 1888 in einem Brief das Folgende: «Es fehlte ihm eben überall, im Körper, im Kopf, im Herzen. Er war nur gar nicht couragiert, steckte sich keine hohen Ziele, hat sich gewiss nie auch nur zu dem Gedanken erhoben, dass er an der Wiedergeburt der ganzen Christenheit *und* Menschheit mitzuarbeiten habe, ob er auch getrost sterben könne usw. Gott aber stiess sich nicht an seiner Schwachheit und Leere, hatte vielmehr Gefallen an solcher Nullität und liess ihm Vieles gelingen ... Ich denke dabei nicht bloss an die Mangalur-Pressen, das Typenschneiden und -giessen, die Ziegelei etc., sondern hauptsächlich an die geistliche Wirkung, die von dem *Zweifler und Zager* ausging; an die innige Gemeinschaft mit jeder suchenden und tappenden Seele unter Lehrlingen und Druckern, mit jenem katholischen Padre, der die evangelischen Padres meiden musste, aber Plebst zu seinem Vertrauten machte, an die schonende, rücksichtsvolle Kritik, mit der er raschere Geister zügelte, an die ganze scheinlose Realität seines inneren Lebens und dessen Äusserung im Umgang»²³⁷.

Diese ganze Liberalität kam bei Gundert auch da zum Durchbruch, wo sich eine *Offenheit gegenüber den Nichtchristen* zeigte: «Was ein Buddha u.A. zur Erziehung ihres Volkes für den, der kommen sollte, getan haben, darf doch nicht unterschätzt werden, wie Christen es doch so leicht tun»²³⁸. Als der Buddhismus «vor 2000 Jahren auftrat...scheint er mir ein höchst anerkennenswerter Fortschritt gewesen zu sein, sicherlich nicht «sine numine»²³⁹. Darum konnte Gundert sich auch aufregen über die «hirnwütigen Frommen», mit denen sich Ziegenbalg und seine Leute abplagen mussten, die einfach umhergehen, «um die Leute zu bekehren, da Häuser und Bücher und jedes geordnete Leben ihnen zur Sünde gemacht wurde»²⁴⁰.

gg) *Zusammenfassung: sieben Zeichen des neuen Lebens*

1. In der «Bekehrung» macht der werdende Christ einen Weg vom «Gefühl» zur

«Aufklärung» durch das Wort und zur Weckung des Willens im neuen Tun, «weg» vom Bösen hin zum lebendigen Gott und seinem Willen. Zu diesem Tun gehört vor allem auch die Ingebrauchnahme von Volksbräuchen im Blick auf die Formung einer neuen Sitte.

2. Die positive Einschätzung der Statistik zielt auf Appelle zum Engagement der «gewonnenen» Christen, die mit dem Christwerden sich nicht in einen ruhigen Sessel niederlassen können, sondern ihre Aktivität einzusetzen lernen. Wenn die Christen zum Einsatz ihres getätigten Glaubens kommen, bleibt für sie und ihre Missionare keine Zeit zum Ausposaunen von Erfolgsmeldungen oder zu Selbstbespiegelungen: «Wann haben wir Dich hungrig gesehen und Dir zu essen gegeben?» (Matth. 25,37)

3. Die Tüchtigkeit des Missionars sieht Gundert in der an keinen Bildungsstand gebundenen «geistigen Zeugungskraft». Er verbindet damit den heiligen Geist mit dem Geist des Menschen: die «Pneumatiker» bringen Neues zu Tage und zeigen sich als Frauen oder als Männer kreativ, wenn und sofern sie sich vom Geist zur Liebe leiten lassen (Röm. 8,14).

4. Es gehört zum Zeichen eines neuen Lebens, wenn Menschen nicht mehr gezwungen werden oder nicht mehr sich selber in unangebrachter Askese Zwang antun, die ihnen geschenkten Pfunde zu vergraben, sondern wenn sie frei werden, ihre Hobbies zum Dienst ihrer Mitmenschen einzusetzen und so sich selber Freude zu bereiten, denn «sie lieben ihre Nächsten wie sich selbst».

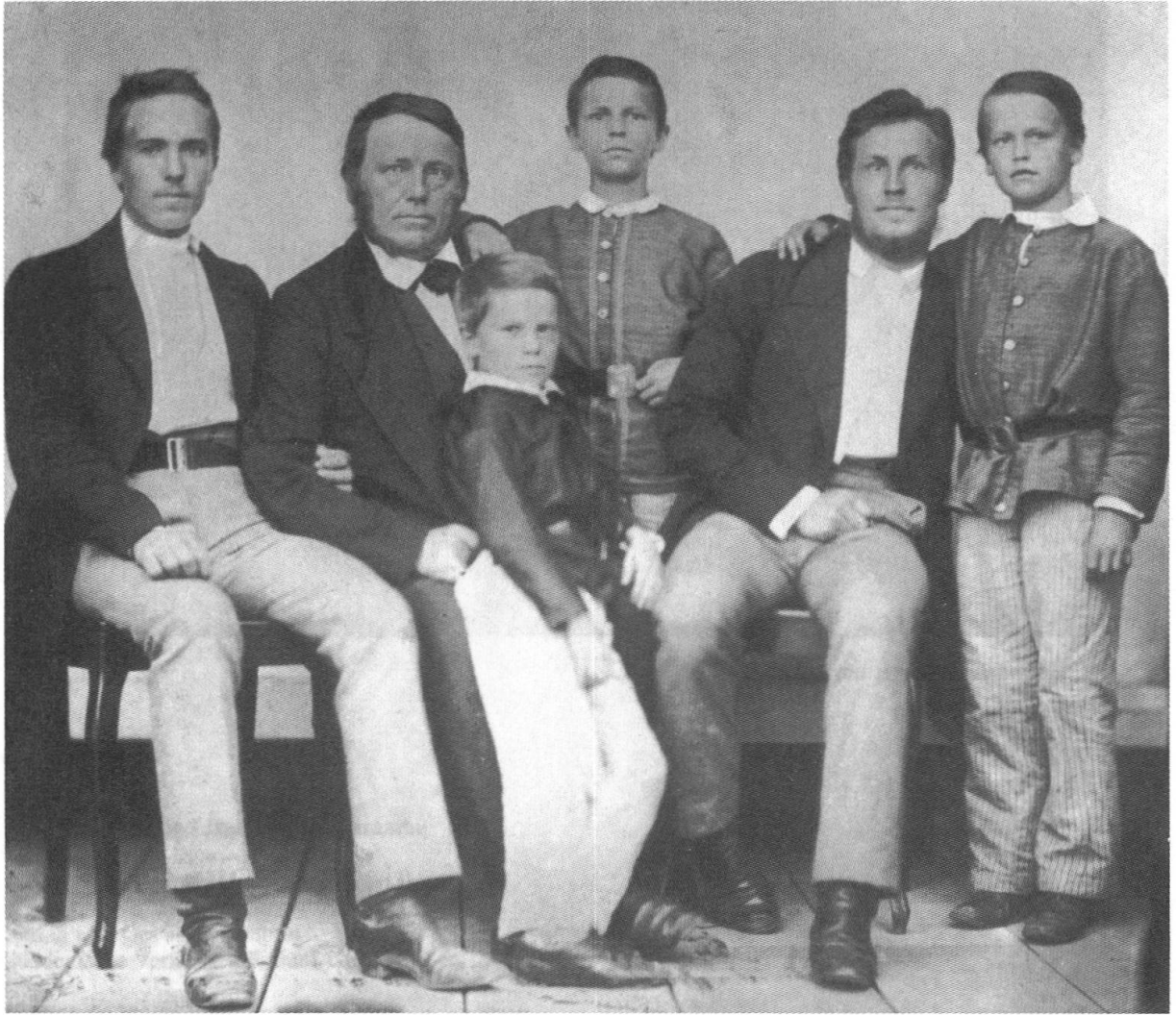
5. Wenn sich Gundert offen zeigt für die Beziehungen, die Missionare zu Astronomen und Nativitätsberechnern anknüpfen, so bereitet er damit bereits die Bahn für eine spätere Zeit, in der die klare Unterscheidung zwischen fatalistischer Astrologie und den der psychologisch-pädagogischen Lebenshilfe dienenden Kosmogrammen dazu hilft, das neue Leben des Glaubens in gehorsame Bahnen der Liebe zu lenken.

6. Es ist erstaunlich, dass Gundert trotz seiner Verkettung mit dem Pietismus und in seiner mystischen Haltung in seinen Briefen mit manchen praktischen Ratschlägen dem Wahrheit suchenden Christen Fingerzeige gibt, wie er den Weg zwischen Weltflucht und Weltendienst gehen kann.

7. Die Offenheit gegenüber dem «evangelischen Kapuziner» Hebich und die Einfühlungsfähigkeit für den einfachen Laienbruder Plebst in dessen gesegneter Armut zeigt eine liberale Haltung, die mit dem ökumenischen Geist zusammenhängt und sich wohlthuend abhebt von den konfessionalistischen Gebundenheiten fundamentalistischer Missionen.

Vergleicht man die Darlegungen über Marie Hesse im Verhältnis zu ihrem Vater (S. 62–71) mit dem Kapitel über Hermann Gundert (S. 88–107), so werden Widersprüche in Gundert offenbar.

Einerseits zeigt sich Gundert in seiner liberalen Haltung, der sich sorgt um die selbständige Entwicklung der Einheimischen (S. 95), und er ist froh darüber, dass der Brahmane in Europa wider Erwarten «seinen gewesten Weg» gefunden hat (S. 96).



*Abb. 5
Dr. Hermann Gundert: der Patriarch mitten unter seinen Söhnen*

Andrerseits zeigt er sich aber in seiner Familie als einen einengenden um nicht zu sagen strengen Patriarchen, der der Tochter den Ehemann bestimmt (S. 64) und der die Tochter mit dem Schwiegersohn zur Rückkehr nach Calw veranlasst (S. 69). Er illustriert so das ungleiche Verhältnis zwischen Missionsberuf und Familienleben! «Das in die Weite schlagende Herz Gunderts» wirkt in der Familie einengend, «bereitet» er doch den Eigenen «unsägliche Not» (S. 97).

Demgegenüber konnte Marie Hesse, die im baltischen Schwiegervater offenherzig «einen köstlichen Mann» erblickte (S. 68), sich im Familienkreis nicht frei entfalten und muss dann «über so viel Hass und Zorn und Ärger und Eigenliebe» (S. 70) erschrecken!

Kann aber der Leser trotz diesen Spannungen und Widersprüchen nicht beide Gestalten lieb gewinnen?